

Inseln des Denkens und des Schreibens bei Yoko Tawada

LINDA K. HAMMARFELT
Universität Göteborg

Abstract

Metaphern des Archipelischen werden oft verwendet, um das Schreiben der deutsch-japanischen Autorin Yoko Tawada zu charakterisieren, wobei die vielen tatsächlich in ihren Texten vorkommenden Insel-Darstellungen weitgehend unbeachtet bleiben. Ausgehend von John Gillis' Feststellung, „Western culture not only thinks *about* islands, but thinks *with* them“ (2004:1), untersucht der vorliegende Beitrag Formen und poetologische Funktionen des Insularen und des Archipelischen in zwei Texten aus Tawadas *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (2007). Beide Texte, „Ma und Mu“ und „U.S. + S.R. Eine Sauna in Fernosteuropa“, bedienen sich der Insel als Raum und Denkfigur, um häufig mit (abgelegenen) Inseln verbundene Vorstellungen von Originalität und kultureller ‚Reinheit‘ herauszufordern und an ihrer Stelle die archipelischen Interrelationen und die Bedeutung des verbindenden, die Insel mitformenden Wassers zu akzentuieren.

Keywords: Inseln und Archipele in der Literatur, Yoko Tawada, *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*, island studies

1. Einleitung

„Western culture not only thinks about islands, but thinks *with* them“, stellt der Historiker John Gillis (2004:1) in einer vielzitierten Passage seiner Monographie *Islands of the mind* (2004) fest. Inseln und Archipele werden oft metaphorisch aufgeladen und instrumentalisiert, um abstrakten Ideen, Vorstellungen oder Eindrücken eine versinnbildlichende Form zu geben. Das vielleicht bekannteste Beispiel eines Denkens mit Inseln im literaturkritischen Diskurs ist Sartres *Explication de l'Étranger* (1947), wo es über die Erzählsprache von Camus' *Der Fremde* heißt, jeder Satz sei eine Insel. Die Sätze seien in sich geschlossene „Atome der Zeit“, nicht im Verhältnis zueinander arrangiert, und wenn Fügewörter doch vorkämen, seien es solche, die einen Bruch, eine Opposition oder bloß Addition implizierten (Sartre 1947:6). Ein neueres Beispiel des Denkens mit Inseln in der Literaturwissenschaft, das eine andere Dimension des Inselfpektrums akzentuiert, findet sich in Ottmar Ettes Arbeiten zu Yoko Tawada. Ette betont dort weniger die trennende Umrandung der Insel als vielmehr das verbindende, sich stets bewegende Meer. Ihm zufolge lasse sich

Linda K. Hammarfelt – „Inseln des Denkens und des Schreibens bei Yoko Tawada ...“

das gesamte Schaffen Yoko Tawadas als ein einziges großes Insel-Buch, ein Isolario der Kontinente und Kulturen, der Sprachen und Sprachspiele, der Insel-Welten und Inselwelten begreifen, wobei sich die Langformen ihrer Romane wie bewegliche Kontinente innerhalb der unterschiedlichsten Formen von Kurz- und Kürzestexten ausnehmen. Das Meer, die See, bildet in diesem weltumspannten Archipel der Tawadaschen Texte stets das zugleich trennende und verbindende, aber selbst in der Trennung noch immer relationierende bewegliche, verflüssigende Element: Eine Welt aus Inseln, die sich nicht im Wasser, im Flüssigen, im vermeintlich Grenzenlosen auflöst, weil sie sich dann selbst *liquidieren* würde. (Ette 2012:314, Hervorhebung in Original)

Diese wortspielerische Beschreibung erscheint als naheliegend, nicht zuletzt, weil ein Großteil der Texte der japanisch-deutschen Schriftstellerin Tawada Wasserlandschaften – Häfen, Flüsse, Inseln, Sümpfe – darstellt oder verschiedene Eigenschaften des Fluiden erkundet. Bereits in dem 1989 in deutscher Übersetzung erschienenen Kurzroman *Das Bad* stellt die Erzählerin fest:

Der Weltball soll zu siebzig Prozent mit Wasser überzogen sein, es ist daher kaum verwunderlich, daß die Erdoberfläche jeden Tag ein anderes Muster zeigt. Das unterirdische Wasser bewegt die Erde von unten, die Wellen des Meeres nagen an der Küste, oben sprengen die Menschen Felsen und legen in den Tälern Felder an und graben das Meer um. (Tawada 1993:unpag.)

Auf ähnliche Weise treten fluide Grenzen und das sich ständig neu verhandelnde Land-Wasser-Verhältnis in vielen Texten Tawadas in den Vordergrund, und spätestens der von Ortrud Gutjahr herausgegebene Band *Yoko Tawada. Fremde Wasser* (2012) hat eine vertiefte Auseinandersetzung der Tawadaforschung mit diesem Themenfeld in Gang gesetzt. Trotzdem wird, mit wenigen Ausnahmen, selten auf die vielen Darstellungen von Inseln und Archipelen und Reflexionen über Insularität, die tatsächlich in Tawadas Texten vorkommen, eingegangen. Ette untersucht stattdessen vor allem ihre sprach- und übersetzungsreflexiven bis -theoretischen Texte, deren spielerisches Oszillieren zwischen Sprachen, Zeichensystemen und Kulturen als „transarchipelisch“ bezeichnet wird (Ette 2012:314; Ette 2010:228). So bleiben Insel und Archipel (treffende) Metaphern, die an Tawadas Texte herangetragen werden, und die vielen mythischen und realen Inseln ihres sonst so ausführlich beforschten Erzählwerks bleiben weitgehend unbeachtet.

Vor diesem Hintergrund scheint es mir angemessen zu untersuchen, wie Inseln in Tawadas Schreiben dargestellt und im Rahmen poetologischer und kulturkritischer Reflexionen funktionalisiert werden. Könnte man im Sinne des einleitend zitierten Gedankenganges von John Gillis von ihrem Schreiben behaupten, dass dieses nicht nur von einem Denken über, sondern auch mit Inseln geprägt ist? Dieser Frage gehe ich in meinem Beitrag nach. Im Vordergrund stehen dabei zwei Texte Tawadas, in denen reale und mythische Inseln eine prominente Rolle spielen: „Ma und Mu“ und „U.S. + S.R. Eine Sauna in Fernosteuropa“ aus dem Erzählband *Sprachpolizei und*

Spielpolyglotte (2007).¹ In einer Analyse der genannten Texte soll skizziert werden, in welchen Formen und Funktionen Inseln bei Tawada auftreten und somit, wie ihre Texte von der Insel als Realität und Denkfigur literarisch Gebrauch machen.

2.1 Archipelische Zeitordnungen in „Ma und Mu“

Der Essay „Ma und Mu“ aus Tawadas *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* beschreibt nicht real existierende Inseln, sondern problematisiert in einer Gegenüberstellung der biblischen Genesis mit dem Schöpfungsmythos aus der japanischen Mythensammlung „Kojiki“ (ung. „Bericht über historische Ereignisse“ [8. Jh.]) die abendländische Zeitkonzeption. Hier zitiert und kommentiert die Autorin den japanischen Mythos folgendermaßen:

„Als der Himmel und die Erde zum ersten Mal sich öffneten, entstanden im Himmel Götter Amenominakanushinokami, Takamamimusuhinokami und Kamimusuhinokami. Sie blieben alle ledig und verschwanden bald. Dann entstand die Erde. Sie war noch nicht fest, bestand aus Teilen, die Fettaggen auf dem Meer ähnelten und wie Quallen herumschwammen. In dieser Zeit entstanden zwei Götter, die wie Schilfe aus dem Wasser wuchsen: Umashiashikabihikojinokami und Amenotokodachinokami. Auch sie blieben ledig und verschwanden bald. Dann entstanden weitere zwei Götter: Kuninotokotachinokami und Toyokumononokami. Auch sie blieben ledig und verschwanden.“ So muss man diese seltsame Genealogie der ersten Götter, die nie heiraten wollten und kein Kind erzeugten, immer weiterlesen, bis endlich die Göttin Izanami und der Gott Izanagi erscheinen. (Tawada 2007:114f.)

Als Izanami und Izanagi die Erde mit einer Hellebarde berühren, bildet sich eine Insel, auf der sie Geschlechtsverkehr ausüben, was zur Geburt nicht nur von göttlichen Kindern, sondern auch einer Reihe von Inseln führt (vgl. Tawada 2007:114f.). Hier verweist Tawada auf den Unterschied zu der linienförmigen Generationenabfolge von Adam, Set, Enosch, Kenan usw. im Alten Testament, wo „die männliche Genealogie sofort kinderreich und dennoch linear“ losgehe (Tawada 2007:113f.). Von dem hier angesprochenen Widerspruch zwischen Kinderreichtum einerseits und einer geradlinigen Entwicklung andererseits ausgehend entfaltet sich in Tawadas Essay eine Kritik am linear-genealogischen Denken und der abendländischen Fixierung auf Ursprung und Originalität, die in mehreren Werken der Autorin aufgespürt werden kann. Ein zentraler Kritikpunkt ist dabei, dass der Fokus auf eine Entwicklungslinie notwendigerweise dazu führt, dass andere prägende Beziehungen außer Acht fallen: So versteht beispielsweise die japanische Studentin Yuna im Roman *Schwager in*

¹ Eine vollständige Betrachtung müsste weitere Texte, etwa den 2007 uraufgeführten Dramatext „Dejima“, Tawadas Hamburger Poetikvorlesungen, die 2012 im Band *Yoko Tawada – Fremde Wasser. Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge* erschienen, und den jüngst auf Deutsch herausgekommenen dystopischen Roman *Sendbo-o-te* (2018) einbeziehen und analysieren. Einige dieser Texte finden in dem vorliegenden Beitrag Beachtung, doch aus Platzgründen ist eine tiefere Untersuchung hier nicht möglich.

Bordeaux (2008) das Schreibprojekt des französischen Schriftstellers Maurice, der einen großen Roman über seine Vorfahren schreiben will, als eine Form der Flucht vor einer komplexen, gemischten Gegenwart:

Yuna war immer enttäuscht, wenn jemand mit einem ernsthaften Gesicht ankündigte, dass er über seinen Großvater ein Buch schreiben wolle. Warum wollen sie Porträts von toten Vorfahren malen, wenn sie von lebenden Menschen umgeben sind? [...] Die Feiglinge flüchten an die Brust des Großvaters, weil die Gegenwart ihnen viel zu gemischt und ziellos vorkommt, fremdländisch, oder besser: feindlich und brutal, auch noch kommerziell, daher verlogen. (Tawada 2008:133)

Die immer wieder in Tawadas Werken anzutreffende² Kritik am linear-genealogischen Denken und der abendländischen Fixierung auf Ursprung kommt jedoch in „Ma und Mu“ expliziter und elaborierter zum Ausdruck als anderswo, nicht zuletzt, weil Tawada mit dem jüdisch-christlichen Herkunftsnarrativ einen Kerntext der abendländischen Kulturgeschichte aufgreift und kritisch beleuchtet. Wie Tawadas Doktormutter Sigrid Weigel argumentiert, ist die „Geschichte des genealogischen Denkens [...] von der Geschichte ihrer Repräsentationsformen bzw. Medien nicht zu trennen“ (Weigel 2003:16). Visuelle und rhetorische Darstellungen wie etwa der Stammbaum oder die Schöpfungsgeschichte sind Weigel zufolge Formen, um das „Wissen von der Ordnung des Lebens in der Dimension der Zeit“ zu arrangieren und zu repräsentieren. Sie bildeten somit „das Dispositiv einer Ordnung des Lebens“ (Weigel 2003:16). Mit „Kojiki“ greift Tawada zudem die Möglichkeit einer Zeit- und Geschichtskonzeption auf, die die „Ordnung des Lebens in der Dimension der Zeit“ nicht als geradlinige Abfolge von Generationen, sondern als eine mannigfaltige Archipelandschaft versteht. In diesem Sinne sei es möglich, auch die japanischen Zeitenperioden und Dynastien als Inseln zu betrachten, die „nicht linear geordnet, sondern auf dem Ozean verteilt“ sind, der selbst „weder Ende noch Anfang hat“ (Tawada 2007:115).

Der Vergleich von Zeit mit einer heterogenen Insellandschaft auf dem beweglichen Meer ermöglicht ein komplexeres Verständnis des Hier und Jetzt und von dessen Relationen zu anderen Zeit-Räumen als in linearen Herkunftsnarrativen und Geschichtsschreibungen, in denen sich ‚bedeutende Persönlichkeiten‘ und Epochen der Reihe nach ablösen und allmählich untergehen. Ähnlich wie in anderen Texten Tawadas, wird hier der Einfluss Deleuzes und Guattaris auf das Schreiben der Autorin deutlich, der ihr Denken mit Inseln mitprägt. Die zentrale Denkfigur des Rhizoms steht bei den französischen Denkern explizit im Widerspruch zum Wurzelmodell und wird

² Vgl. z.B. folgende Passage aus *Opium für Ovid. Ein Kopfkissenbuch von 22 Frauen* (2000:85): „Wer würde sich nach Ledas Tod an sie erinnern? Sie hatte weder Kinder noch Geschwister. Sie war aus dem Stammbaum der Familie gestürzt. Auch Coronis hatte keine Nachkommen und würde später zu den Toten zählen, die in keiner Familienchronik vorkommen. Sie findet es verdächtig, wenn die Menschen von ihren Vorfahren oder von ihren Kindern erzählen. Deshalb schreibt sie auch keinen Roman, denn dort sind die Menschen nur durch Blut oder durch Liebschaften miteinander verbunden.“

als eine „Anti-Genealogie“ bezeichnet (Deleuze & Guattari 2005:21): Das Rhizom bildet eine a-hierarchische „Mannigfaltigkeit“, die nicht nur aus kreuz und quer verlaufende Verbindungslinien besteht, sondern ebenso durch „das Prinzip des asignifikanten Bruchs“ geprägt ist, also „an jeder Stelle unterbrochen oder zerrissen werden“ kann (Deleuze & Guattari 2005:17, 19).

Auf die angesprochenen Unterschiede zwischen der japanischen und der abendländischen Zeitauffassung hat bereits der japanische Literaturhistoriker Kato Shuichi, auf den Tawada in ihrem Text Bezug nimmt, mehrfach hingewiesen, u.a. in dem folgenden Interview:

In the Japanese tradition, time has no beginning and no end, only infinity and repetition. Time is a succession of events extending from the present. The whole continuous thread of history is not broken down into parts and periods. Consequently, the „here and now“ has an autonomous importance without reference to the past or the future. Defined only by the present moment and the vague mists of infinity, time does not lend itself to structure. No master story has been authored by a transcendent being or traced in a grand, comprehensive theory. [...] There is also no conception that „history“ is made by the human decision to move from the past to a promised land. (Gardels 2009:55f.)

Vor allem der letzte Satz der angeführten Passage korreliert mit dem Kerngedanken in Tawadas Text „Ma und Mu“, in dem das archipelische Modell der Zeitbetrachtung nicht nur die Sicht auf Vergangenheit mitformt, sondern auch das Verständnis der Zukunft: Tawada stellt das abendländische Streben nach einer noch nicht existenten Utopie neben die ihr zufolge in Japan zu beobachtende Tendenz zur Nachahmung eines realen Vorbilds aus der räumlichen Umgebung:

Japan hat sich in der Geschichte immer wieder ein anderes Land als Vorbild ausgesucht, anstatt sich eine Utopie auszumalen. Man versuchte dann, das ausgesuchte Land nachzuahmen und es zu überholen. [...] Der Unterschied zwischen der Utopie und dem Vorbild aus der Nachbarschaft liegt darin, dass man das Vorbild imitieren kann, während die Utopie nicht durch Imitation zu erreichen ist. Man hat die chinesische Kultur so genau imitiert und verfälscht oder weiterentwickelt, dass man heute im Ausland und zum Teil auch in Japan glaubt, Teezeremonie, Kalligrafie und viele andere Künste seien ursprünglich japanisch. (Tawada 2007:112)

So habe die Zukunft, ähnlich wie die Vergangenheit, „nie in einer zeitlichen, sondern immer in einer geographischen Ferne“ gelegen (Tawada 2007:113). Relevant ist dieser Unterschied auch deswegen, weil die Praxis der Nachahmung nicht zwangsläufig zum Auslösen hergebrachter Sitten führt, sondern auch Koexistenzen und Mischformen unterschiedlicher Art hervorbringen kann. Die japanische Tendenz zu einem Nachahmen und Übertreffen des Originals, aus dem verschiedene Hybridformationen hervorgehen, wird in zahlreichen Texten Tawadas aufgegriffen und mit einer als stereotyp abendländisch dargestellten Fixiertheit auf Originalität und Reinheit kontrastiert, beispielsweise im Kontext einer Gegenüberstellung von deutschen und

japanischen Weihnachtstraditionen in dem Essay „Über das Holz“ aus *Talisman* (1996):

Es gibt zwar in Deutschland auch manchmal Plastikbäume, aber sie sind nicht sehr beliebt. Man benutzt sie nur als Ersatz für den richtigen Baum. [...] In Europa empfindet man Schuldgefühle bei der Verwendung von Plastik, wahrscheinlich weil der Kunststoff nicht von Gott geschaffen ist. In Japan ist Plastik kein Sündenfall. (Tawada 1996:135f.)

Die Überlegungen in Bezug auf verschiedene Zeitauffassungen münden in „Ma und Mu“ in einer Kritik abendländischer Selbstkritik, die laut Tawada aufgrund ihres Gefangenseins in linearen Denkmustern in der „Verwestlichung“ nichts anderes sieht, als einen Verlust ursprünglicher und lokaler Traditionen: „Das Motiv der Tradition – oder genauer gesagt ihres Verlustes – beschäftigt Europa so sehr, dass man nichts anderes mehr tut, als die außereuropäische Welt zu bemitleiden, weil dort die Tradition verlorengegangen sein soll“ (Tawada 2007:116f.). Dieser Sichtweise stellt Tawada eine Aussage Katos entgegen, derzufolge eine „unreine Mischform“, wie sie Japan im Laufe der Jahrhunderte mehrmals hervorgebracht habe, besser sei als eine totale „Reform“ (Tawada 2007:116).

So dient die Insel in „Ma und Mu“ einer Kritik linearer Genealogien und Zeitkonzeptionen, die Gegenwart zu einem engen Raum zwischen dem verlorengegangenen Paradies und der noch nicht erreichten Utopie machen, und so die vielen gegenwärtigen, ‚unreinen Mischformen‘ und komplexen rhizomatischen Beziehungen zwischen Kulturen, Traditionen und (Zeit-)räumen übersehen. Damit distanziert sich Tawadas Denken mit Inseln von der im abendländischen Inseldiskurs zentralen Konzeption der exotischen Insel als Paradies oder Utopie, welche ihrerseits oft mit Vorstellungen entweder des ‚idealen‘ Lebens (wie bei Morus) oder eines Neuanfangs an einem in gewisser Hinsicht ‚leeren‘ Ort verbunden ist (vgl. Edmonds & Smith 2003:1). Stattdessen rückt Tawadas Inselkonzeption in die Nähe der *Poetics of relation* von Edouard Glissant, einer Poetik des Archipels, die von Deleuze und Guattaris Gegenüberstellung des Wurzelmodells mit dem Rhizom ausgeht. Im ersten Kapitel führt Glissant aus: „The notion of the rhizome, maintains [...] the idea of rootedness but challenges that of a totalitarian root. Rhizomatic thought is the principle behind what I call the Poetics of Relation, in which each and every identity is extended through a relationship with the Other“ (Glissant 1997:11).

In diesem Sinne existiert auch in „Ma und Mu“ jede Insel innerhalb eines Archipels und ist somit geprägt von mannigfaltigen rhizomatischen Relationen zwischen (Zeit-)Räumen und Kulturen. Tawadas Denken und Schreiben mit Inseln fordert damit nicht nur lineare Genealogien und Zeitauffassungen heraus, sondern damit einhergehend auch die abendländische Selbstkritik an der Zerstörung des Lokalen und Ursprünglichen u.a. durch den Kolonialismus. So kann Christiane Ivanovic zugestimmt werden, derzufolge Tawadas literarisches Schaffen weniger im Kontext der

sogenannten Migrationsliteratur zu verorten und zu verstehen ist als vielmehr innerhalb „einer schon seit längerem *transkulturell* geführten kulturkritischen Debatte“ (Ivanovic 2010:173). Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch der zunächst rätselhaft wirkende Titel von Tawadas Essay, der in der Schlusspassage auf Bedeutungen der Silbe ‚Ma‘ eingeht, einer Silbe, die laut Sprachhistorikern in den meisten Sprachen in dem Wort für Mutter vorkomme, im Japanischen aber „Zwischenraum“ bedeuten könne (Tawada 2007:119f.). Auch der scheinbar unsinnige Titel spielt somit auf das im Text zentrale Spannungsverhältnis zwischen dem Denken der Hauptwurzel und dem des Rhizoms bzw. Archipels an.

2.2 Sachalin und die ‚literarische Ethnologie‘ Tawadas: „US + SR. Eine Sauna in Fernosteuropa“

Neben „Ma und Mu“ kommt in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* ein weiterer Text vor, in dem der Raum und das poetologische Potential der Insel erkundet werden: In dem Reisetext „US + SR. Eine Sauna in Fernosteuropa“ stehen allerdings nicht mythische Inseln im Vordergrund, sondern die Insel Sachalin vor der sibirischen Ostküste. Durch das Aufgreifen kultureller Interaktionen und Beziehungen einerseits und der Frage der Geschichtsschreibung andererseits knüpft dieser Reisetext an „Ma und Mu“ an. Die Wahl des Schauplatzes ist nicht nur als Reminiszenz an Tschchow zu verstehen, auf den Tawada hier wie in mehreren anderen Werken intertextuell verweist und dessen *Insel Sachalin* nach einem dreimonatigen Aufenthalt des Schriftstellers auf der Insel im Jahr 1890 erschien. Vielmehr rückt Tawada hier, wie Dennitza Gabrakova feststellt, einen Raum in den Vordergrund, der „as a site of remoteness and simultaneously a knot of conflicting geopolitical relations“ fungiert (Gabraikova 2010:644). Die von Gabrakova beobachtete doppelte Aufladung Sachalins verweist auf den in den *island studies* oft betonten Umstand, dass die (Denk-)Figur der Insel es ermöglicht, Abgelegenheit und Isolation auf der einen Seite und Vernetzung, Kommunikation und Beziehung auf der anderen zusammen zu denken (vgl. hierzu Eriksen 1993:135). So versteht z.B. Ottmar Ette die Insel als eine semantische Kippfigur, die einerseits als isolierte, geschlossene Insel-Welt und andererseits aber auch als Teil oder Fragment einer archipelischen Inselwelt (Ette 2005:124) wahrgenommen werden kann.

Der von einer namenlosen Ich-Erzählerin erzählte Reisetext beginnt mit dem Schritt von der Hokkaido-Sachalin-Fähre auf Land und schildert daraufhin Eindrücke von einem Sachalin-Aufenthalt zu post-sowjetischen Zeiten. Die dargestellten Reiseimpressionen sind im Erzählen überlagert von Erinnerungen der Ich-Erzählerin u.a. an ihre Kindheit in Japan und einen Aufenthalt in Moskau zur Zeit des russisch-afghanischen Krieges (1979-1989), und gegen Ende des Textes bietet die Darstellung einer Lenin-Statue in Korsakov den Übergang zur Schlusszene dar, in der die Ich-Erzählerin in der ‚KGB-Bar‘ im East-Village, New York, ihr Schreiben kontempliert.

Der von Gabrakova beobachtete ‚Knoten‘ geopolitischer Beziehungen rückt somit zum einen durch die Überlagerung von Eindrücken, Erinnerungen und Assoziationen der Ich-Erzählerin, die Sachalin mit u.a. Japan, Moskau, Afghanistan und New York verbinden, in den Vordergrund, zum anderen aber auch, indem verschiedene, auf die vielschichtige Geschichte der Insel hinweisende Orte im Erzählen erkundet werden: So beschreibt die Erzählerin etwa heilige Orte der Sachaliner Ursprungsbevölkerungen der Oroki und der Ainu sowie den ehemaligen Standort eines shintoistischen Schreins (und damit einen Ort, der an die japanische Kolonisation der Insel im 19. Jh. erinnert, vgl. Tawada 2007:146), aber sie besichtigt auch eine Sauna aus der Stalinzeit und den Marktplatz in Korsakov, an dem koreanische Kauffrauen ihr Gewerbe betreiben (vgl. Tawada 2007:150).

So erscheint die abgelegene Insel hier keineswegs als von der Umwelt isoliert, vielmehr wird sie narrativ in ein rhizomatisches Gefüge komplexer Beziehungen eingebettet, das sich über nationale und staatlich-territoriale Grenzen hinweg ausstreckt. Zwei Bezugsgrößen nehmen dabei eine Sonderstellung ein: „US + SR. Eine Sauna in Fernosteuropa“ erkundet, ähnlich wie beispielsweise Tawadas Roman *Etüden im Schnee* (2014), die Relation zwischen den beiden „großen molaren Blöcke[n]“ Ost und West (Deleuze & Guattari 2005:294). Diese werden aber, wie der wortspielerische Titel impliziert, nicht einfach als Gegenpole dargestellt, sondern als durch vielförmige Wechselwirkungen miteinander verwickelte Größen, was in diesem zur Zeit des amerikanischen Krieges in Afghanistan entstandenen Text durch das Stichwort ‚Afghanistan‘ angedeutet wird.

Tawadas Text spürt jedoch nicht nur transnationalen Beziehungen nach, sondern fragt auch im Modus einer poetologischen Selbstreflexion nach Möglichkeiten ihrer Erkundung im Erzählen: Die Erzählerin sieht sich in der literarischen Tradition Anton Tschechows, die sie als „ethnologisch“ bezeichnet, und ergänzt, dass Ethnologie zu Tschechows Zeiten „noch nicht als literarische Gattung anerkannt“ worden sei, wohingegen man heute meine, „die traditionelle Ethnologie wäre schon historisch geworden, weil es auf dieser Erde keinen Einheimischen mehr gibt“ (Tawada 2007:141f.). So spielt der Text auf die traditionelle Affinität der Ethnologie für abgelegene Inseln als *loci* und *foci* der Forschung an, die teilweise in der Annahme begründet ist, dass das Inselleben ein ‚Reines‘, von äußeren Impulsen deutlich Abgetrenntes sei (vgl. hierzu Moser 2005:410), und fordert aber – ähnlich wie „Ma und Mu“ – die Vorstellung von einem Verlust des Ursprünglich-Reinen durch äußere Einflüsse und Interventionen heraus. Dadurch wird deutlich, dass sich Tawadas ‚literarische Ethnologie‘ weniger für die Frage nach einer vermeintlich reinen Ursprünglichkeit interessiert als vielmehr für die Spannungen, Überlagerungen und Bewegungen, die den hier im Fokus stehenden insularen Raum bei aller Abgelegenheit seit Jahrhunderten mitprägen.

Aufgabe der Literatur als Ethnologie wird so das erforschende Kartieren dieser Art Interaktionsprozesse, das gerade im literarischen Schreiben möglich zu sein scheint: „Ein Sprung zwischen zwei Zeiträumen ist für einen Pinsel ein Katzensprung. Genauso leicht ist der Sprung zwischen zwei Inseln. Ich schreibe: Ich bin in ‚Hokkaido‘. Zwei Sekunden später schreibe ich ‚Sachalin‘ und schon befinde ich mich dort“ (Tawada 2007:130). Auf ähnliche Weise springt auch das Erzählen in plötzlichen Bewegungen zwischen dem Moskau der 80er Jahre, dem post-sowjetischen Sachalin und dem New York der Schreibgegenwart. Die Tendenz zu einem eher räumlich oszillierenden als linear-chronologisch ordnenden Erzählen korrespondiert mit einer formalen Eigenheit des Textes, und zwar, dass sich der Erzähldiskurs immer wieder aufspaltet, um mehrere, als a, b und c oder 1, 2 und 3 markierte, mögliche Deutungen eines Geschehens oder Entwicklungen der Handlung nebeneinanderzustellen, z.B. in der folgenden Passage:

Zwei Mal stand ich auf und ging auf Deck, um das Meer zu sehen. (Einen ähnlichen Satz habe ich schon vorher geschrieben. Aber eine Wiederholung schadet nicht.)

- a. Ein Meer verbindet Inseln – Hokkaido und Sachalin – miteinander.
- b. Ein Meer ist immer die Fläche eines einzigen großen Meeres. Man weiß nicht, wo das Ochotskische Meer aufhört und das Japanische Meer beginnt.
- c. Ein Meer ist eine grüne Haut mit weißem Haar. (Tawada 2007:129)

Diese Momente des Bruchs und der Aufspaltung des Textes in mehrere, nebeneinander existierende Möglichkeiten fügen sich in eine insgesamt rhizomatische Struktur von „US + SR“ ein. So sind auch dieser Text und seine Inselkonzeption im Kontext der Tawada’schen Kritik am ursprungsfixierten Stammbaum-Denken zu verstehen, in dem Mannigfaltigkeiten immer im Verhältnis zu entweder einer Hauptwurzel oder einem Baum stehen (vgl. hierzu Deleuze & Guattari 2005:14f.). Deleuze und Guattari verbinden in *Tausend Plateaus* das Rhizomatische mit dem Meer, dem „Archetyp des glatten Raumes“, das im Gegensatz zum gekerbten und strukturierten Raum des Staatsapparats „unendlich, offen und in allen Richtungen unbegrenzt“ sei und weder Vorder- und Rückseite noch einen Mittelpunkt habe (Deleuze & Guattari 2005:659).

Gerade vor dem Hintergrund der in diesem und vielen anderen Texten Tawadas angedeuteten Parallelisierung der Literatur mit einem von Wellenbewegungen belebten, Grenzen überschreitenden und Landstücke sowohl formenden als auch verbindenden Gewässer lässt sich auch die Schlusspassage des Textes interpretieren, in der die Erzählerin feststellt: „Unabhängig davon, ob ich in New York bin oder auf Sachalin, scheint mir das Projekt ‚gute japanische Literatur zu schreiben‘ ein Anachronismus zu sein“ (Tawada 2007:152). Im Kontext des oben herausgearbeiteten Verständnisses von Traditionen, Kulturen und (Zeit-)Räumen als durch das Element des Wassers geformten und miteinander kommunizierenden Inseln wird die Vorstellung einer homogenen und deutlich abgrenzbaren japanischen, russischen,

amerikanischen usw. Nationalliteratur obsolet. An die Stelle solch starrer Literaturkonzepte rückt bei Tawada eine transarchipelisch und transkulturell verfahrenende literarische Ethnologie, die in „US + SR“ nicht nur auf Inhaltsebene aufgegriffen, sondern zugleich auch selbstreflexiv vorgeführt wird.

3. Fazit und Schlussbemerkungen

Obwohl Inseln in vielen Texten des sich immer wieder mit Wasserlandschaften auseinandersetzenen Werkes Yoko Tawadas vorkommen und zudem im Rahmen ihrer kultur- und sprachbezogenen Überlegungen oft die Funktion von Denkfiguren tragen, hat Tawadas Denken und Schreiben mit Inseln in der bisherigen Forschung wenig Beachtung gefunden. Beiträge, die ihr Schreiben als „transarchipelisch“ beschreiben, benutzen dieses Wort in erster Linie metaphorisch und gehen kaum auf die vielen tatsächlich bei Tawada vorkommenden Insel-Welten und Inselwelten ein. Vor diesem Hintergrund fragte der vorliegende Beitrag nach Formen und Funktionen des Insularen bzw. Archipelischen und somit nach unterschiedlichen Dimensionen eines Denkens und Schreibens mit Inseln in zwei ausgewählten Texten aus Yoko Tawadas *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*: „Ma und Mu“ und „US + SR. Eine Sauna in Fernosteuropa“.

In dem ersten Text dient die Insel als Raum und Denkfigur vor allem dazu, eindimensionale Vorstellungen von Zeit und Tradition, aber auch von der Gegenwart und ihren Beziehungen zu anderen (Zeit-)Räumen herauszufordern. Von der Gegenüberstellung eines japanischen Schöpfungsmythos mit der biblischen Genesis geht eine Kritik an linearen Zeitkonzeptionen und Herkunftsnarrativen sowie an der mit ihnen einhergehenden Fixierung auf *einen* (vermutet ‚reinen‘) Ursprung hervor. Eine ähnliche Kritik am ‚Stammbaum-Denken‘ kommt, wie oben argumentiert wurde, in vielen Texten Tawadas vor. Unter anderem in *Schwager in Bordeaux* geht diese Kritik mit dem Hervorheben und literarischen Erkunden von Beziehungen und Interaktionen einher, die bei der Reduktion einer komplexen Realität auf linienförmige Modelle zwangsläufig außer Acht fallen. Anstatt Gegenwart als engen Raum zwischen einer paradiesischen Vergangenheit und einer (noch) nicht existenten, utopischen Zukunft zu denken, schlägt „Ma und Mu“ ein Verständnis von Zeit als einer heterogenen Archipel Landschaft vor, die auch vergangene oder gar zukünftige Epochen beherbergen kann, und innerhalb derer verschiedene Zeitinseln koexistieren und miteinander interagieren können. Zentral für Tawadas Verständnis der Insel ist hier somit nicht ihre trennende Grenze, sondern vielmehr das verbindende Meerwasser, das Bewegungen ermöglicht, Beziehungen herstellt und zudem jede Insel permanent mitformt. So rückt Tawadas Denken mit Inseln in „Ma und Mu“, aber auch in „US + SR“, in die Nähe der *Poetics of Relation* des karibischen Schriftstellers und Philosophen Edouard Glissant.

Damit korrespondierend stellt Tawadas Reisetext „US + SR“ auch Sachalin nicht in erster Linie als periphere, von der Umwelt abgekapselte Insel dar, sondern verweist vielmehr auf die vielgestaltigen Beziehungen und Interaktionen, die den insularen Raum mitprägen und ihn mit anderen Landstücken der Erde in Verbindung setzen. Der Text spürt rhizomatischen transnationalen Beziehungen nach und fragt poetologisch nach Möglichkeiten ihrer Erkundung im Erzählen. Die Erzählerin sieht sich in der literarischen Tradition Anton Tschechows, die sie als ‚ethnologisch‘ bezeichnet, und spielt so auf die traditionelle Affinität der Ethnologie für die abgelegene Insel als Forschungsgegenstand an. Gleichzeitig fordert der Text traditionelle Vorstellungen vom Inselleben als einem ‚Reinen‘ und Unberührten heraus, indem das Meer nicht als trennende Schranke, sondern als ein Landstücke miteinander verbindendes Rhizom dargestellt wird.

Beiden Texten gemeinsam ist schließlich auch die von Tawadas Inselkonzeption ausgehende Kritik an Vorstellungen von Kulturen und (National-)Literaturen als homogenen und deutlich voneinander abgegrenzten Entitäten. Auch in neueren Texten Tawadas, vor allem ihren Hamburger Poetikvorlesungen (Tawada 2012) und dem jüngst auf Deutsch erschienenen dystopischen Roman *Sendbo-o-te* (2018), kommt die Insel als Raum und Denkfigur im Kontext einer Kritik an starren Grenzziehungen vor. In diesen nach dem Tohoko-Erdbeben erschienenen und auf den Kernreaktorunfall anspielenden Texten³ verschiebt sich jedoch der Fokus auf die Geschichte (bzw. in *Sendbo-o-te* eine denkbare Zukunft) des traditionell zum Isolationismus tendierenden Inselstaates Japan. Sie nehmen die lokale Katastrophe mit globalen Folgen zum Anlass, um das laut Wendy Brown für die globalisierte Welt charakteristische, fundamentale Spannungsverhältnis „between opening and barricading, fusion and partition“ (Brown 2014:7f.) und mögliche Haltungen in Bezug auf diese Spannung zu erkunden. So korrespondieren diese neueren Inseltexte Tawadas, die eine eigene Analyse mit Inselfokus wert wären und aber in diesem Beitrag nur skizzenhaft angesprochen werden konnten, einerseits mit den etwas älteren und verweisen andererseits auf einen gegenwärtig zu beobachtenden globalen Trend zum Isolationismus und Nationalismus (vgl. Tawada 2012:91), der mit verschiedenen Mitteln im Schreiben problematisiert wird.

Literatur

Brown, Wendy (2014), *Walled states, waning sovereignty*. New York: Zone Books.
Deleuze, Gilles & Félix Guattari (2005), *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve Verlag.

³ Vgl. hierzu Maurer (2016: 171).

- Edmond, Rod & Vanessa Smith (2003), „Editors' introduction“, in Edmond, Rod & Vanessa Smith (Hg.), *Islands in history and representation*. London: Routledge, 1-18.
- Ette, Ottmar (2005), *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Ette, Ottmar (2010), „Zeichenreiche. Insel-Texte und Text-Inseln bei Roland Barthes und Yoko Tawada“, in Ivanovic, Christiane (Hg.), *Yoko Tawada. Poetik der Transformation. Beiträge zum Gesamtwerk. Mit dem Stück Sancho Pansa von Yoko Tawada*. Tübingen: Stauffenburg, 207-230.
- Ette, Ottmar (2012), „Archipele der Literatur. Die neuzeitliche Tradition des Insulariums und das transarchipelische Schreiben Yoko Tawadas“, in Gutjahr, Ortrud (Hg.), *Yoko Tawada. Fremde Wasser. Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge*. Tübingen: Konkursbuch Verlag, 296-332.
- Gabrakova, Dennitza (2010), „A hole in the continent‘. The geopoetics east/west of Tawada Yoko“, *Etudes Germaniques*, 259(3):637-649.
- Gardels, Nathan (2009), „Borrowed surfaces. Shuichi Kato“, *New Perspectives Quarterly*, 27.10.2009, 55-65.
- Gillis, John (2004), *Islands of the mind: How the human imagination created the Atlantic world*. New York: Palgrave Macmillan.
- Glissant, Edouard (1997), *The poetics of relation*. Michigan: University of Michigan Press.
- Gutjahr, Ortrud (2012), „Vom Hafen aus. Meere und Schiffe, die Flut und das Fluide in Yoko Tawadas Hamburger Poetikvorlesungen“, in Gutjahr, Ortrud (Hg.), *Yoko Tawada. Fremde Wasser. Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge*. Tübingen: Konkursbuch Verlag, 451-476.
- Hylland Eriksen, Thomas (1993), „In which sense do cultural islands exist?“, *Social Anthropology*, 1993(1b):133-147.
- Ivanovic, Christiane (2010), „Exophonie und Kulturanalyse. Tawadas Transformationen Benjamins“, in Ivanovic, Christiane (Hg.), *Yoko Tawada. Poetik der Transformation. Beiträge zum Gesamtwerk. Mit dem Stück Sancho Pansa von Yoko Tawada*. Tübingen: Stauffenburg, 171-206.
- Maurer, Kathrin (2016), „Translating catastrophes. Yoko Tawada's poetic responses to the 2011 Tōhoku earthquake, the tsunami, and Fukushima“, *New german critique*, 43(1):171-194.
- Moser, Christian (2005), „Archipele der Erinnerung. Die Insel als Topos der Kulturation“, in Hartmut Böhme (Hg.), *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext. DFG-Symposium 2004*. Stuttgart und Weimar: Metzler, 408-432.
- Sartre, Jean-Paul (1947), „Explication de l'Etranger“, *Situations*, 1:1-7 (Online: <https://www.psychanalyse.com/pdf/EXPLIXATION%20DE%20L%20ETRANG>)

Linda K. Hammarfelt – „Inseln des Denkens und des Schreibens bei Yoko Tawada ...“

- ER%20-%20JEAN-PAUL%20SARTRE%201947%20(8%20pages%20-%20266%20ko).pdf (03.02.2021)).
- Tawada, Yoko (1996), *Talisman*. Tübingen: Konkursbuch Verlag.
- Tawada, Yoko (2000), *Opium für Ovid. Ein Kopfkissenbuch von 22 Frauen*. Tübingen: Konkursbuch Verlag.
- Tawada, Yoko (2007), *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*. Tübingen: Konkursbuch Verlag, 110-121; 124-153.
- Tawada, Yoko (2008), *Schwager in Bordeaux*. Tübingen: Konkursbuch Verlag.
- Tawada, Yoko (2012), „Hamburger Poetikvorlesungen“, in Gutjahr, Ortrud (Hg.), *Yoko Tawada. Fremde Wasser. Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge*. Tübingen: Konkursbuch Verlag, 47-122.
- Tawada, Yoko (2018), *Sendbo-o-te*. Tübingen: Konkursbuch Verlag.
- Weigel, Sigrid: „Vom Stammbaum zur Genetik. Zur Genese moderner Vererbungstheorien“, *Figurationen*, 2003(2):11-27.